Haus und Welt

Am Abend

Zwei Sternlein sehen durch mein Fenster,
Allabendlich grüßt mich ihr Glanz;
Es ist, als wollten sie mir zeigen
Mein Tagewerk noch einmal ganz...

Zwei Schwestern sind's aus Himmelshöhen:
Die Pflicht wird durch die Liebe leicht!
Gar wunderbar und schön sie leuchten
Wenn ich am Tage viel erreicht...

Verletzte ich, vielleicht mit Absicht,
Die Lieb in irgend einer Weis',
So mahnet mich, treu ihrem Rechte,
Die Pflicht beharrlich, still und leis:

Du, Menschenkind, mußt es lernen,
Daß stets zur Pflicht die Lieb gehört;
Nur, wo wir beide treu vereinet,
Blüh'n Fried und Glück dir ungestört!!

So fleh' ich denn, o Gott im Himmel,
Du wollest zeigen spät und früh,
In Licht und Dunkel mir die Sternlein
Auf daß ich nie vergesse sie..

Das silberne Service

Von Anatoli Coni.

Diese charakteristische Episode ist dem 1. Bande der Memoiren des kürzlich verstorbenen Petersburger Ehren Akademikers Coni entnommen.

In den vierziger Jahren herrschte über den Apraksin-Markt in Petersburg der Polizeirevierworsteher Scherstobitow — ein stadtbekannter Mann von unermeßlichen Geistesgaben. Er liebte es, in seinem Damastschlafrock gehüllt, der Muße zu pflegen und auf seiner Gitarre Romanzen zu klimpern, während der Kanarienvogel im Bauer seiner Triller dazu schmetterte. Ich, Iwan Dmitrijewitsch Putilin, war sozusagen sein Adjutant, — und es ist lustig, daran zu denken, was für Dinge wir beide zuweilen aufstellten. Eines Tages läßt er mich zu sich rufen und erklärt mir: „Weißt du, Iwan Dmitrijewitsch, mir scheint — Sibirien bleibt uns beiden nicht erspart!" — „Wieso Sibirien?" frage ich. — „Deshalb, mein Lieber, weil bei dem französischen Botschafter, dem Herzog Montebello, ein silbernes Service verschwunden ist und weil unser Kaiser Nikolai Pawlowitsch dem Oberpolizeimeister Galachow befohlen hat, das Service zu finden. Galachow aber hat mir und dir den Befehl erteilt, den Raub unbedingt herbeizuschaffen, sonst — sagt er — jag' ich euch beide dorthin, wo der Pfeffer wächst." — „Wozu denn gleich mit dem Pfeffer drohen — vielleicht finden wir das Service auch so."

Wir machten eine Razzia auf das Diebsgesindel, unterzogen alle einem Verhör — nein, niemand hatte den Diebstahl verübt. Uebrigens nahmen die Kerle selber unter sich eine regelrechte Untersuchung vor — besser als unsereiner. Sie beteuerten: „Iwan Dmitrijewitsch, gottlob, wir wissen doch, was das für'n Ding ist. Wir sind bereit, durch einen Kuß auf das Heiligenbild zu schwören, daß wir dieses Service nicht geklaut haben!" — Was tun? Wir berieten uns mit Scherstobitow und wußten nicht ein noch aus — da legte jeder sein Scherflein zusammen und für die Summe bestellten wir bei Sasikow ein neues Service genau nach den Mustern und Zeichnungen, die den Franzosen verblieben waren. Als das Service fertig war, trugen wir's sofort auf die Feuerwehrwache, damit die Feuerwehrleute es tüchtig mit den Zähnen bearbeiteten: denn es mußte so aussehen, als ob's in Gebrauch gewesen wäre. Wir erstatteten das Service den Franzosen zurück und warteten nun auf unsere Belohnung.

Da plötzlich läßt mich Scherstobitow rufen. — „Nun, Iwan Dmitrijewitsch — sagt er —, jetzt ist uns Sibirien totsicher." — „Nanu, warum denn?" frage ich. — „Darum — sagt er —, weil Galachow mich heute zu sich befahl, mit den Füßen trampelte und mich mit den unglaublichsten Schimpfworten angeschnauzt hat: „Wenn du und der Putilin schon die richtigen Gauner seid, so gaunert wenigstens so, daß ihr mich nicht dabei hereinlegt. Gestern auf dem Hofball im Palais fragt der Kaiser den Montebello: „Na, sind Sie mit meiner Polizei zufrieden?" — „Außerordentlich, Euer Majestät," erwidert er, „Euer Majestät Polizei hat nirgends ihresgleichen. Am Morgen schaffte sie mir das von ihr gefundene Service zur Stelle, und abends vorher gestand mein Kammerdiener, er habe eben dasselbe Service einem Ausländer verpfändet, der sich insgeheim mit solchen Geschäften befaßt, und wies mir als Beleg die Quittung vor, — so daß ich also jetzt zwei Service besitze. Da haben wir nun unser Sibirien, Iwan Dmitrijewitsch!" — „Ach wozu gleich Sibirien — sage ich —, aber immerhin, die Sache steht faul." — Er spielte ein wenig auf der Gitarre, wir hörten dem Kanarienvogel zu und beschlossen sofort zu handeln.

Wir ließen auskundschaften, was der Botschafter im Augenblick mache. Man meldete uns, daß er gerade dabei sei, mit dem Cäsarewitsch-Thronfolger zur Jagd zu fahren. Ich lief schleunig zu einem mir bekannten Kaufmann am Apraksin-Markt, der die Livreen für die Botschaft zu liefern pflegte und daher das ganze Dienerpersonal gut kannte. — „Sag mir, mein Teurer, wann ist dein Geburtstag?" — „Nach einem halben Jahre." — „Könntest du deinen Geburtstag vielleicht schon übermorgen feiern und alle Dienstboten der Französischen Botschaft dazu einladen, — für die Bewirtung sorgen wir." Na, er hat ja immer unsere Kante gehalten, und so sagte er auch jetzt: ja. Wir veranstalteten bei ihm einen großartigen Ball. Es ging hoch her. In der Morgenfrühe mußten alle per Droschke nach Hause geschafft werden: die Franzosen waren ganz von Sinnen — sie konnten kaum den Eingang ihres Hauses finden und brummten wirr vor sich hin. Bitte, ihr müßte nicht glauben, daß dem Wein etwa ein betäubendes Pulver oder Kraut beigemischt war. Nein, der Wein war rein, aber die Franzosen sind nun mal schwächliche Leute: ein kräftiger Trunk wirft sie sofort um. Um 3 Uhr nachts fand sich der Dieb Jascha ein. Das war ein Mensch, — sag ich euch, eine Seele von Mensch! Ein goldenes Herz, sanftmütig, dienstfertig und von einer Geschicklichkeit, wie ich sie sonst bei keinem gesehen habe. Er saß fast ununterbrochen im Kittchen und genoß unser vollstes Vertrauen. Das war keiner von der Sorte der heutigen Diebe! Er ruhe sanft in Gottes Schoß! Er kam also und brachte einen Sack mit. „Da seht — sagte er —, zählt mal nach, ich glaub', es ist alles!" Wir zählten mit Scherstobitow die Sachen nach: zwei Löffel mit eingraviertem Wappen zuviel. „Warum hast du das gemacht, Jascha? Warum hast du Ueberflüssiges miteingesteckt?" — „Ich konnte mich nicht im Zaume halten," sagt er.

Am nächsten Tage fuhr Scherstobitow zum Oberpolizeimeister Galachow und sagte ihm: „Erbarmen Sie sich, Euer Hohe Exzellenz, es sind ja gar keine zwei Service da. Sie wie's nur eins gab, so gibt's auch jetzt nur eins. Und diese Franzosen sind ja bekanntlich ein leichtsinniges Volk, dem man nicht aufs Wort glauben darf." — Einen Tag später kehrte der Botschafter von der Jagd heim. Er sieht und staunt: wieder steht nur ein Service da, und das ganze Dienerpersonal ist noch grün und blau von der Zecherei und stößt mit den Köpfen gegen die Türpfosten. Der Botschafter spuckte auf die ganze Sache und sprach zu keinem mehr davon.

Moderne Liebe

„Mir sollte so etwas geschehen? Das ist doch unmöglich," rief Max. Es war ihm nämlich klar geworden, daß er in seine kleine Jugendfreundin Simone verliebt war.

Ja, die Jugend von heute ist nüchtern, denkt nur an Sport und ihren Vorteil. Ein junger Mann von heute, das ist doch bekannt, schaut sich auf der Straße eher nach einem hübschen Auto um, als nach einer schönen Frau. Und das junge Mädchen von heute, auch das ist bekannt, weiß alles und verhüllt nichts. Für ihn wie für sie gibt es nur einen Traum, ein Ziel: Geld.

Als Max bemerkte, daß er an Simone zu häufig dachte, fiel es ihm am Anfang gar nicht ein, daß das Liebe sein könnte. Liebe? Mit zwanzig Jahren? Wohin denken Sie! Und in wen verliebt sein? In ein junges Mädchen? Das fehlte noch! Und sie am Ende sogar heiraten? Sich sogar mit ihr Kinder wünschen? Ein netter Scherz! Die Liebe... ist ein Gefühl für Menschen, die unserer Zeit nicht gewachsen sind.

Aber eines Tages blieb ihm nichts anderes übrig als einzugestehen; es nützt nichts, es nützt nichts, ich bin verliebt...

Hält sich Max für einen modernen jungen Mann, so hält sich Simone für ein modernes Mädchen. Sie will ebensowenig zugeben, daß es nötig ist, sich töricht zu verlieben, wie geliebt zu werden. Beide halten sich für eine unerhörte Ausnahme, für ein ungeheures Phänomen. Es ist möglich, daß sich ein junger Mann auch heute verliebt, wie zu Werthers Zeiten, es ist ebenso gut möglich, daß ein junges Mädchen lieben kann wie zu Großmutters Zeiten — aber die Wahrscheinlichkeit, daß einander diese beiden Phänomene begegnen, ist so gering, daß sie den Herren Dramatikern, die etwas suchen, das es noch nicht gegeben hat, und nicht einmal vor dem Unnatürlichsten zurückschrecken, den erwünschten Stoff bieten könnte.

Max hielt es für überflüssig Simone seine Gefühle zu enthüllen und Simone hütet sich ihm anzudeuten, was sie fühlte. Das Resultat war, daß Simone an dem Tage, an dem sich Max endlich aufmachte, um ihr zu sagen — „Meine liebe Simone, wann werden wir denn heiraten?" ebenfalls etwas auf dem Herzen hatte. Aus Höflichkeit ließ er sie zuerst sprechen: „Mein alter Max," sagte sie, „in einem Monat werde ich einen gewissen Victor Brune Girouville von der österreichisch-französischen Brikettgesellschaft heiraten." Dann schauten sie einander ein paar Augenblicke gar nicht an und bemerkten daher nicht — sonst hätte sich noch alles gut machen lassen — wie wichtig es ihnen beiden war, einander nicht zu sehen.

Der schöne Monat von Simones Brautzeit ging vorüber, worauf ein weniger schöner Monat folgte. Sie hatte Schmuck, aber sie liebte ihren Gatten nicht, wie dies bei modernen Frauen so zu sein pflegt. Er fuhr in großen Autos mit kleinen Fräuleins spazieren, wie dies so bei modernen Herren zu sein pflegt.

Aber die Liebe blieb trotzdem bestehen. Häufig dachte Simone: „Ich habe ihn lieb." Den alten Gatten zu betrügen, wäre eigentlich nichts Ungewöhnliches gewesen. Max wiederum dachte: „Ich habe sie lieb. Ein Verhältnis mit ihr wäre das normalste." Sie zögerten nicht mehr einander zu zeigen, was sie gegenseitig für einander fühlten. Nun und? — Ja? — Keine Spur!

Beide wunderten sich darüber noch mehr, als du, lieber Leser! Aber sie waren bestrebt sich glauben zu machen, daß Simone etwas Unerhörtes, Unglaubliches (Scham, Feingefühl) daran hinderte, ihrem Gatten untreu zu sein und Max hindert noch etwas Merkwürdigeres (Zartgefühl, Achtung) sie dazu zu bewegen.

„Max, ich habe dich lieb, aber ich kann nicht". Ich bin verheiratet..."

„Simone, ich vergöttere dich, laß mich also hoffen. Eines Tages wirst du vielleicht frei sein und an diesem Tage..."

Auf diesen Tag mußten sie recht lange warten. Herr Bruno Girouville, obwohl sehr alt, fühlte sich ungemein frisch. Seine Gesundheit schien ebenso fest zu sein wie die Briketts, die er verkaufte. Jede Krankheit wich ihm aus. Um in jene Welt zu gelangen, bedurfte es nicht weniger als zweier Autos, die auf einem Gebirgshang aneinander stießen.

Nach kurzer Trauerzeit kam Simone zu Max gelaufen:

„Max, ich bin frei."

Aber leider war Max nicht frei! Ein Mann ist ein Mann und wir wissen bereits, wie lange es währte, bevor es bei Herrn Bruno Girouville zu einem Autounfall kam. Nun und in der Zwischenzeit hatte Max sich lieben lassen.

„Ich kenne das Leben, Max, ich mache dir keinen Vorwurf, weil du eine Geliebte hast. Verlasse sie, das ist doch ganz einfach." Diese Geliebte war nämlich eine leidenschaftliche und anspruchsvolle Person. Und überdies erst in den Anfängen ihrer Leidenschaft. Beim ersten Wort, das Max zu äußern wagte, begann sie zu schreien und zog einen kleinen Revolver.

„Wenn du mich nicht liebst, liebst du eine andere. Ich werde sie töten. Werde mich töten." Welch unangenehme Konjugation eines unangenehmen Wortes. Aber vielleicht wird sie sich beruhigen. Große Leidenschaften dauern bekanntlich nicht lange. Aber es wäre vielleicht nicht ratsam sich zu übereilen.

„Gut," sagte Simone, „warten wir, bis sie sich an den Gedanken einer Trennung gewöhnt. Ich verreise einstweilen; benachrichtige mich dann."

Sie hatte beinahe Zeit zu einer Reise um die Welt. Die Geliebte von Max ließ sich nicht verlassen. Er schrieb schöne Briefe, in denen er ihr alles zu erklären suchte. Sie antwortete auf diese Briefe, die sie immer weniger zu verstehen schien, je mehr er erklärte. Bis er ihr eines Tages depeschierte: „Endlich frei, ewig dein."

Am folgenden Tag depeschierte sie ihm als Antwort: „Schade, seit gestern bin ich wieder verheiratet."

Ja, in so einem Fall beginnen wir zu zweifeln. Und dann schon aus Trotz — nicht wahr?

Sie wohnten nun beide in Paris, wichen einander aber aus. Sie warteten aufeinander, ohne sich dies diesmal einzugestehen. Er lernte zwei, drei entzückende Frauen kennen, die ihm gefielen, aber er hütete sich angestrengter, sich nicht in sie zu verlieben oder ihre Liebe zu erwecken, als sich andere bemühen, Liebe zu erwecken. Sie wiederum tat ihr möglichstes, um in der Ehe nicht glücklich zu sein, obwohl ihr zweiter Mann recht brav war. Und so brach schließlich der Tag an, an dem es in ihrem Leben keinen anderen Mann mehr gab als Max und in seinem Leben keine andere Frau mehr als Simone. Ihre Herzen klopften heftig, als sie einander wiedersahen.

„Max," sagte sie etwas zögernd, „Ich bin seit einigen Tagen geschieden."

„Simone, ich habe keinerlei Verpflichtungen."

Endlich! Sie heirateten. Und da erst sahen sie, daß sie einander nicht mehr liebten... Die Liebe ist wie eine Blume, schön, voller Duft. Nun, da sie sie abgerissen hatten, welkte sie dahin. Aber es hatte sie so viel Mühe gekostet, zu einander zu gelangen, daß es ihnen jetzt unmöglich schien, sich zu trennen. Ich denke, sie werden zusammen bis an ihr Lebensende glücklich sein.

Tabu

Ein Abenteuer von A. E. Grün

I.

Wir stachen in die See mit den schlimmsten Vorahnungen. Erstens verließen in Kalkutta die Ratten das Schiff, zweitens hatten wir fast gar keine Passagiere, so daß zwei Drittel der Kajüten leer standen und drittens sah der Mechaniker verschiedene Träume, die eine schlechte Deutung hatten. Als abergläubischer Mensch besuchte ich vor der Abreise einen Notar, machte mein Testament, ging zu einer Lebensversicherungsgesellschaft und versicherte mein Leben. Diese Vorsichtsmaßnahmen erwiesen sich später als richtig.

Am achten Tage unserer Seereise erlitten wir einen Schiffbruch, wir stießen im Nebel auf ein Riff, das Schiff bekam ein Leck und das Wasser drang ins Schiff ein, das zu sinken begann. Die Matrosen sprangen in die Rettungsboote, und da ich nicht den Mut hatte in das übervolle Boot zu steigen, so blieb ich an Deck zurück. Außer mir war noch auf dem sinkenden Schiff der Kapitän — ein braver Seemann; er ging erregt auf der Kommandobrücke auf und ab, dann verließ er fluchtartig seinen Platz, sprang ins Wasser und wurde von seinen Matrosen gerettet.

Der Dampfer sank langsam... Ich nahm aus der Tasche eine Bibel, wollte beten, schaute mich noch einmal um und sah plötzlich in der Ferne einen Segelmaster, der sich der Unfallstelle näherte. Ich sprang ohne viel Ueberlegen ins Wasser — der Rettungsgürtel hielt mich über die Wellen. Nach etwa 20 Minuten befand ich mich gerettet auf einem Fischerkutter, dessen Besatzung aus Negern bestand...

II.

Die Gesetze der erzwungenen Gastfreundschaft sind nicht dieselben, wie die richtige Freundschaft. Die Versuche einer Erklärung durch Gesten mit den Schwarzen führten zu keinem positiven Resultate. Man gab mir gekochte Fische zum Essen. Ich stillte meinen Hunger und schlief ein. Das Schiff bewegte sich langsam vorwärts. Als ich erwachte, war es bereits dunkle Nacht. Vor mir saßen am Boden zwei Schwarze und schauten mich neugierig an. Einer klopfte mich auf die Schulter und sagte lachend: Kato? Kato?

Am dritten Tag nach meiner glücklichen Rettung kreuzten wir zwischen verschiedenen Lagunen. Plötzlich tauchten von irgendwo Dutzende von Kanos mit bewaffneten Eingeborenen auf, die ein furchtbares Geheul erhoben. Meine Lebensretter stürzten zu den Masten — aber es war schon zu spät, wir waren

von allen Seiten umringt, und ehe wir zu uns kamen, schossen die Pfeile der Eingeborenen auf unser Schiff. Ich riß aus meiner Tasche meinen Browning feuerte zwei Schüsse auf das nächste Kanu ab, zwei Eingeborene schrien wild auf und stürzten ins Wasser und verschwanden in den Wellen. Die Neger bewaffneten sich rasch mit Messern, Keulen, Totschlägern und schrien wie besessen... Es entspann sich bald ein Kampf... Ich stand beim Mast und hielt meinen Revolver schußbereit... Die Feinde versuchten, das Schiff zu erklimmen und fielen dann mit eingeschlagenem Schädel nieder.

III.

Als ich zu mir kam, sah ich mich in den Händen der Eingeborenen. Ich war so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Zwei Eingeborene hielten mich. Unweit vor mir standen zwei Matrosen mit zusammengebundenen Händen, die anderen Matrosen waren getötet worden. Ich war meiner Kleider beraubt und stand ganz nackt da. Etwa 300 Eingeborene gafften uns an. In der Ferne brannte ein Lagerfeuer, an dem Frauen und Kinder sich wärmten. Wir befanden uns auf einer großen Wiese, die von einem dichten Wald umsäumt war.

Inzwischen näherte sich ein muskulöser Eingeborener in wilden Sprüngen einem der Matrosen und schlug dem armen Gefangenen mit einer Holzkeule so fest auf den Kopf, daß er tot zusammenbrach. Der zweite Matrose mußte das Schicksal seines Kameraden teilen. Der Henker wandte nun seine Schritte mir zu. In meiner Todesangst riß ich mich aus den Armen meiner Wächter los, packte den ersten besten Wächter bei der Gurgel, warf mich zu Boden und markierte den Epileptiker... Ich schlug mich mit dem Kopf, mit dem Rücken, mit dem Bauch an den Boden, biß mich in die Knie, stampfte mit den Füßen und verfiel beinahe in Hysterie... Die Eingeborenen umringten mich und aus ihrer Mitte ertönten Ausrufe, die keinesfalls einen drohenden Charakter trugen. Ich spielte den wilden Mann und sah, wie die Eingeborenen jede meiner Bewegungen verfolgten... Endlich fiel ich nieder und lag wie leblos da. Jetzt war ich auf das Schlimmste gefaßt. Da fühlte ich, wie man mich sachte hob, und als ich in einer halbsitzenden Pose war, streckte ich die Hände zur Sonne und sang die „Habanera“ aus der Oper „Carmen“. Da trat der Häuptling auf mich zu, legte seine Hand auf meine Brust, wendete sich den Eingeborenen zu und sprach: „Tabu!“

Sofort gingen alle Eingeborenen von mir fort und nur zwei Kannibalen blieben zu meiner Bewachung zurück. Ich setzte mich auf den Boden und sah, wie die Eingeborenen die toten Matrosen in Stücke zerschnitten, die Stücke untereinander verteilten und das Fleisch dann an dem Lagerfeuer rösteten... In 10 Minuten waren die Matrosen vertilgt...

Zum Glück hatten die Eingeborenen mir nichts angeboten...

IV.

Ich kalkulierte richtig meine Lage ein und konnte jetzt eine gewisse Zeit um mein Leben keine Angst haben. „Tabu“ war das Patent, das mir für meine Heiligkeit verliehen wurde. Aber bald überzeugte ich mich, daß dieses Tabu auch seine Schattenseiten hatte.

Ich wurde in einer alten, halb zerfallenen Hütte untergebracht. Die Hütte lag abseits vom Dorfe. Das Dorf bestand aus 43 Hütten. In der Mitte stand eine große Hütte, in der der Häuptling und Hauptpriester lebte. Er hieß Humoti. Oft besuchte mich auch ein alter Eingeborener, der Baschlu hieß. Er schaute mich gierig an, klopfte mir auf die Schultern und sagte: „Weißer Mann gut, sehr weich... muß sehr gut schmecken ...!“ Er brachte mir mein Essen und Trinken... Die anderen Eingeborenen besuchten mich selten — gewöhnlich kamen sie in größeren Gruppen. Ich erzählte ihnen von den Wundern der modernen Technik, vom Radio, und sie hielten mich für einen großen Zauberer. Das „Tabu“, das mir das Leben gerettet hatte, spielte aber auch eine gefährliche Rolle. Humoti und sein Gehilfe Ako, die sich vor meinen Zauberkünsten fürchteten, erklärten alles, was in einer Entfernung von drei Schritten um meine Hütte lag, für „Tabu“! Die verbotene Grenze wurde durch einen kleinen Graben bezeichnet. Dieser Graben durfte nicht überschritten werden und es wurde mir bedeutet, daß, wenn ich dies Verbot nicht einhalte, daß man mir dann meine rechte Hand abhacken werde.

„Tabu“ spielte überhaupt eine große Rolle im Leben der Eingeborenen — der heilige Hain, in dem die buntbemalten Götzen standen, war „Tabu“, jede Frau, die im Neumond geboren war, war „Tabu!“, jedes Mädchen unter 15 Jahren war „Tabu!“ Jeder Monat hatte sein Tabu...

Selbstverständlich überschritt ich unter diesen Umständen nie die verbotene Grenze. Ungewaschen, ungekämmt, voll Schmutz lag ich vor meiner Hütte und kam mir wie Prometheus vor, der an einen Felsen angekettet ist. Oft weinte ich vor Wut — ich sah vor mir das blaue Meer, von wo die Freiheit wehte, sah ab und zu Schiffe, die vorbeihuschten, aber dies alles für mich „Tabu“...

Ich erlernte die Sprache der Eingeborenen. Ich lebte einsam, verlassen. Eines Nachts sah ich vor meiner Hütte die leuchtenden Augen einer Schlange; ich hielt ihr meine Hand hin, denn ich wußte, daß ein Schlangenbiß mir Erlösung bringen würde. Aber die Schlange schaute mich bloß an und verschwand dann in der dunklen Nacht... Da begriff ich, daß ein Mensch seine Hoffnung nie verlieren darf. Ich legte mich auf mein Lager und brütete mir einen Plan aus, der mir die Rettung bringen konnte...

V.

Ich verbrachte zwei schlaflose Nächte, studierte meinen Plan in allen Details durch und kam zur Ueberzeugung, daß ein anderer Ausweg nicht vorhanden sei. Ich hatte keine Möglichkeit, die Insel zu verlassen, aber ich wußte, wenn es mir gelingen würde die Eingeborenen zu vernichten, könnte ich frei leben...

Eines Tages kam Baschlu zu mir und sagte:

„Umioti bittet, daß ihm der weiße Mann den Zahn kuriere. Er ist sehr krank!“

Ich reagierte nicht auf diese Bemerkung und Baschlu wiederholte seine Worte. Ich begann verschiedene Handbewegungen zu machen, schaute ihn scharf an, dann ergriff ich einen Fisch, den man mir zu Mittag gebracht hatte, drehte diesen Fisch um den Kopf Baschlus, sprach unverständliche Worte. Zuletzt warf ich mich zu Boden und markierte den Epileptiker. Baschlu verließ fluchtartig meine Hütte. Da bemerkte ich, daß der Häuptling sich mit seinen Kriegern der Hütte näherte. Ich stand auf, ging ihnen entgegen und ohne die verbotene Grenze zu überschreiten, hüpfte ich, wie eine Ballerina, machte Purzelbäume. Die Eingeborenen schauten mich erschreckt an, riefen ihre Götzen zu Hilfe. Ich stand auf, richtete meine Hände zum Himmel, schloß die Augen und sagte mit feierlicher Stimme:

„Höret, ihr tapferen Krieger aus dem Stamme Jamas, die guten Geister der Sonne haben mir ein großes Geheimnis anvertraut. Es ist wichtig, daß ihr dies Geheimnis erfahret. Höret: der große Gott Ussosso hat gesagt: Es gibt keinen mutigeren Stamm, als den der Jamas — die Eingeborenen, die zu diesem Stamm gehören, sind kühn, wie der Adler, geschwind wie die Füchse und klettern wie die Affen. So sprach der große Ussosso!“

Ich schlug mich mit der Faust in die Brust, dann fuhr ich fort:

„Männer, der große Ussosso hat gesagt: Morgen sollen alle Eingeborenen des Stammes Jamas mit Kind und Kegel in ihre Kanoes steigen und gegen Süden bis zu Mittag rudern. Dann werden sie in einer Bucht ein großes Schiff mit Weißen sehen. Dieses Schiff ist auf einer Sandbank aufgelaufen. Auf diesem Schiff werdet ihr weiße grüne, rote Tücher und Perlen finden; viele glitzernde und glänzende Sachen. Das soll alles dem Stamme der Jamas gehören.“

Dann stürzte ich zu Boden, schrie hysterisch, wälzte mich im Staub. Die Eingeborenen führten einen wilden Tanz auf. Mir schien es, daß die ganze Hölle los war. Gegen Abend führten die Eingeborenen ein Freudenfest auf, dann verschwanden sie in ihren Hütten und die dunkle Nacht senkte sich auf das Dorf.

Als das Dorf fest eingeschlafen war, schlich ich mich leise zum Strande, wo die Kanoes umgedreht lagen und bohrte mit einem scharf zugespitzten Knochen die Boote an... Ich machte in jedes Kanoe zahlreiche kleine Löcher, verschmierte sie dann mit Lehm derart, daß sie zumindest eine halbe Stunde sich über Wasser halten konnten, verdeckte alles künstlich mit Moor und kehrte langsam in meine Hütte zurück.

VI.

Die Eingeborenen bereiteten sich zur Expedition vor. Am 15. November 1888 setzten sich alle Männer, Frauen und Kinder in die Kanoes und verließen das Dorf. In dem Dorfe war keine menschliche Seele außer mir zurückgeblieben... Langsam segelten die Kanoes ab und verschwanden bald in der Ferne...

Ich begab mich in den Hain, warf die Götter zu Boden und zündete den Hain, alle Hütten an... Jetzt war ich frei.

Ich lebte einsam wie ein Einsiedler, jagte auf Tiere, auf Vögel und zündete jede Nacht auf dem hohen Felsen ein großes Feuer an. Nach zwei Jahren wurde das Feuer von einem Schiff bemerkt, es legte an und nahm mich mit.

Ich war gerettet. Ich habe ein ganzes Dorf ertränkt, aber mein Gewissen ist trotzdem rein, denn ich habe den Tod meiner Kameraden gerächt.

Das heisere Teufelchen

Wie das „Saxophon" erfunden wurde.

Von Karl Ettlinger (München).

Es war einmal ein Teufelchen, das bildete sich ein, es hätte eine herrliche Stimme. Nun, das bilden sich ja zur Freude unserer Gesanglehrer gar viele arme Teufel ein, aber unser Teufelchen war ein richtiges Tefelchen, mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß — seht nur im höllischen Adreßbuch nach! Wenn er ein irdischer armer Teufel gewesen wäre, dann hätte er frohlockt: „Ha, ich habe eine wahrhaft gottbegnadete Stimme", da er jedoch ein höllischer Deifi war, bewunderte er sich: „Ich habe ein wahrhaft beelzebubbegnadetes Organ!" In Wirklichkeit krächzte er, daß das Heulen des Cerberus gegen seinen Gesang die reinste Caruso-Platte war. Der Kartoffelkloß, den er in der Kehle hatte, übertraf an Größe den urbayrischen Knödel, er sang durch die Nase wie ein falsch eingestellter Dreiröhrenapparat. Sogar den Teufeln wurde übel, wenn er zu singen anhub, und so verbot ihm Beelzebub kurzen Fußes ein für allemal das Singen.

Ihr könnt euch denken, wie hart dieses Verbot unser Teufelchen traf. Es hatte bisher gesungen „wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt" nämlich wie die Eule, zu allen in der Hölle schmachtenden Theaterdirektoren war es geschlichen: „Bitte, prüfen Sie einmal meine Stimme; Sie werden vor Entzücken aus dem Kochkessel bollern!" — und nun durfte er nicht mal do re mi sagen! Alle Qualen eines verhinderten Genies machte unser Teufelchen durch, zumal es sich täglich nach der Methode Couec zehnmal sagte: „Ich singe immer schöner!" Die unterdrückten Mißtöne verursachten ihm die schmerzhaftesten seelischen Blähungen und ein über das andere Mal winselte es: „Ich gäbe die Hälfte meines Schwanzes darum, wenn ich nur ein einziges Mal wieder singen dürfte!"

Und diese Gelegenheit kam. Er durfte an einem Orte singen, an dem Beelzebub nichts zu sagen hatte, nämlich im Himmel. Aber es ging nicht gut aus, wie ihr euch denken könnt. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Zwischen dem Himmel und der Hölle kommt es manchmal zu Auseinandersetzungen: der Satan erhebt Anspruch auf eine Seele, deren Sünden bereits vergeben sind. Das ist unausbleiblich, denn der Himmel ist ja viel gütiger, als sich die Menschen auf der Erde einbilden. Die Menschen würden in solchen Streitfällen einen Prozeß anfangen, aber der Himmel ist zu friedlich dazu, und die Hölle kennt die Juristen viel zu gut, und daher werden solche jenseitigen Meinungsverschiedenheiten mündlich beigelegt. Ein Teufelchen steigt als Bevollmächtigter Beelzebubs ins Wolkenreich hinauf und trägt seine Beschwerde vor.

Und mit dieser Mission wurde eines Ewigkeitstages unser Teufelchen beauftragt. Natürlich machte es sich pickfein. Stundenlang rieb es sich die Hörner mit Sandpapier blank, pedikürte sich mit einem Dampfhammer die Hufe, putzte sich die Zähne mit Schwefelsäure, betrachtete sich wohlgefällig in einer Pfütze und schmunzelte: „Bei dem Bubikopf der teuflischen Großmutter, man trifft selten so Genie und Schönheit in einer Person vereint."

Unterwegs machte es unser Teufel wie ein richtiger Wanderbursche: es stimmte ein Liedchen an. Und da geschah etwas Merkwürdiges: Petrus hielt diesen Gesang für das Krähen eines Hahnes und floh in jähem Entsetzen. Denn das Krähen des Hahnes erinnert ihn bekanntlich an seine sündhafteste und feigste Stunde. So kam es, daß das Teufelchen die himmlische Pförtnerzelle unbesetzt fand und unangemeldet die Himmelspforte passieren konnte.

Unbekümmert ging es geradeaus und stand plötzlich in einem blendend hellen Aethersaal, in dem eine Engelschar einen Choral mit Posaunenbegleitung probte.

Ihr meint nun vielleicht, unser Teufelchen sei vor diesem Gesang in andächtigste Bewunderung versunken? Dann habt ihr noch keinen Aushilfschoristen über den Heldentenor urteilen hören! Unser Teufelchen rümpfte vielmehr mißbilligend die Nase, und als der Chor verhallt war, platzte es mit dem Urteilsspruch heraus: „Eine schöne Pfuscherei, da schnarche ich im Traume lieblicher!"

Verdutzt sahen sich die Engel an, die jetzt erst den Eindringling bemerkten, und ein vorwitziges Engelchen, dem noch ein Erdenrest anhaftete, fragte: „Kannst dus vielleicht besser?"

„Selbstverständlich", nickte das Teufelchen herablassend. Und renommierend fügte es hinzu: „Ich bin ein Lieblingsschüler aus der Meisterklasse des großen Ochsenfrosches! Aber ich lasse mich nicht vor Dilettanten hören! Mein Maestro hat es mir verboten!"

„Bitte, singe uns doch etwas vor," baten die Englein. „Wir lieben die Musik so."

„Hm!" spreizte sich das Teufelchen, „ich bin zwar heute nicht besonders bei Stimme — etwas heiser — der rasche Temperaturwechsel zwischen Hölle und Himmel — aber na — wenn ihr durchaus darauf besteht..." Er wählte in Anbetracht des Milieus das künstlerisch wertvollste Lied seines Repertiores, nämlich: „Was machst du mit dem Knie, lieber Hans?", räusperte sich, um die Spannung zu erhöhen, und legte los. Es klang, wie wenn ein Affe auf einer Gießkanne bläst. Bereits bei den ersten vier Takten fingen die Engel an zu kichern, beim achten Takt brachen sie in helles Gelächter aus, beim zwölften riefen sie einstimmig: „Genug, genug! Du bist ein Meister, aber man kann es nicht aushalten!"

Wie alle Nichtskönner, so ließ sich auch unser Teufelchen zwar bitten anzufangen, aber nicht bitten aufzuhören. Er schmetterte ein Koloratur heraus, daß die Sternschnuppen millionenweise vom Himmel stürzten, bis der Petrus seinen Kopf durch eine Wolkenspalte steckte und murmelte: „Dir werde ich einen Maulkorb besorgen!!! Auf, Kinderchen, holt einen Eimer Weihwasser!" Weihwasser ist das schlimmste, was es für einen Teufel gibt. Kaum fühlte er den ersten Spritzer, da packte ihn die Verzweiflung. Er rannte wie närrisch im Aethersaal umher („Wetterleuchten" sagten die Menschen), er suchte ein Mauseloch, das Weihwasser brannte wie tausend Scheiterhaufen, und schließlich flüchtete er mit einem irrsinnigen Sprung kopfüber in eine Posaune.

Die Posaune schrumpfte jählings zusammen, sie nahm eine ganz eigentümliche Form an, sie bog sich in beiden Enden zusammen — der Teufel saß darin und konnte nicht mehr heraus. — Aber man konnte auch nicht zu ihm hinein! Und deshalb benutzte er diese Gelegenheit, nach Herzenslust in der verkrüppelten Posaune zu singen. Er singt noch heute darin, und es klingt, wie wenn ein Stockheiserer durch hundert Nasen singt. Es ist ein eigenartiges Blechinstrument, halb belustigend, halb gänsehauterregend für empfindliche Ohren.

Dies ist die Geschichte von der Erfindung des Saxophons.

Das sichere Mittel

Ein Mann hatte eine heftige und zänkische Frau, nach deren Flöte er tanzen mußte. Seine Gesundheit litt so darunter, daß er eines Tages ernstlich krank wurde. Seine Frau schickte zum Arzte. Der kam und verordnete dem Kranken eine Medizin, von der er stündlich einen Eßlöffel nehmen sollte. Aber nach dem ersten Löffel, den er in Gegenwart des Arztes nahm, schüttelte er sich, spuckte die Medizin aus und weigerte sich, künftig noch einen Löffel zu nehmen, so sehr auch die Frau mit Heftigkeit darauf bestand und der Arzt ihm zuredete.

„Ach was!" sagte der kranke Mann, „warum soll ich das ekelhafte Zeug herunterschlucken! Es hilft doch nichts!"

Da rief die Frau:

„Du willst die Medizin nicht nehmen, wo sie das teure Geld kostet! Soll mich der Teufel holen, wenn sie nicht hilft!"

„Nehmen Sie ruhig die Medizin," sagte da der Arzt und fügte mit einem vielsagenden Blick auf die Frau hinzu: „sie hilft gewiß, wenn nicht auf die eine, so doch auf die andere Art."

Merkworte

Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden! Weint uns nicht nach, daß jeder Freund sich scheuen muß, von uns zu reden! Macht, daß die Freunde ein Herz fassen, von uns zu plaudern und zu lachen.

*

Die Raketen werden den Sternen nie schaden, wenn sie auch heller leuchten und knallen; um sich ganz sicher zu fühlen, braucht man bloß — Stern zu sein!

*

Nichts ist ergreifender und trauriger als das Wort: zu spät! Später Glanz, Reichtum, Ruhm, ein sonniger Lebensabend, all das hilft den Augen nicht mehr, die durch allzu viele Tränen erblindet sind.

*

Alles Wünschen ist eitel; tun und sich plagen ist das einzige, worüber man sein Elend vergißt.

*

Eine tägliche Uebersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde; sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor.